

Ihde isst mit...

Wanja Greuel

«Was ich immer wieder feststelle, ist, dass Fussballer auf den Sport reduziert werden.»

– Wanja Greuel

Thomas Ihde lädt Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu einem inspirierenden Essen ins Restaurant ihrer Wahl ein: heute Wanja Greuel, CEO BSC Young Boys, in «Jack's Brasserie» in Bern. Das Gespräch wurde zusammengefasst von David Macalimbon.



Wanja Greuel (WG): Eine Frage interessiert mich brennend: Wie wird man Psychiater?

Thomas Ihde (TI): Bei mir war es ein verschlungener Weg, kein direkter. So, wie ich es meinem Sohn nie raten würde (lacht). Zuerst habe ich Kunstgeschichte studiert mit der Idee, den Grafikverleih meiner Grosstante zu übernehmen. Schon während des Studiums merkte ich jedoch, dass das nicht unbedingt meine Welt ist. Es war mir zu oberflächlich. In dieser Zeit habe ich aus Interesse eine Arbeit über Kunstschaufende geschrieben, die an psychischen Krankheiten litten. Um mich besser ins Thema einarbeiten zu können, wollte ich praktische Erfahrungen in der Psychiatrie sammeln. Das habe ich für einige Zeit getan und dann gemerkt, dass mich das packt. Und so wechselte ich das Studium. Und wie war es bei dir?

WG: Ich bin ein wirklich grosser Fussball- und Sportfan. Ich bin in Kaiserslautern aufgewachsen, das früher eine Hochburg im deutschen Fussball war, und das hat mich

geprägt. Die Stadt «lebt» den Fussball bis heute. Selbst wenn der Verein in der 3. Liga spielt, ist die Fussballbegeisterung weiterhin sehr gross. Zu meiner Zeit gab es noch keine Sportmanagement-Studiengänge, denn ich hätte auf jeden Fall einen solchen Studiengang gewählt. Ich habe mich dann für ein BWL-Studium entschieden und mich mit meiner Lizenzarbeit wieder dem Sport angenähert. Da meine Mutter Schweizerin ist, wollte ich die Arbeit und meine Herkunft verbinden und fand so meinen Weg in die Schweiz zum SC Bern, dem Spitzenklub im Schweizer Eishockey. Mein Plan war es, in einem halben Jahr meine Arbeit zu schreiben und danach wieder nach Deutschland zurückzukehren. Und wie so oft im Leben, kam es anders. Ich bekam ein Jobangebot und nun bin ich seit fünfzehn Jahren in der Schweiz.

TI: Worum ging es in deiner Lizenzarbeit?

WG: Es ging um CRM (Customer Relationship Management) im Sport. Das ist eigentlich Kundenmanagement

mit technischem Hintergrund. Es geht darum, wie man mit Fans arbeitet, wie man Informationen sammelt, wie man die Kunden, unabhängig vom sportlichen Erfolg, mehr an den Klub bindet und noch vieles mehr.

TI: Ich nehme an, dass das 2005 noch nicht so ein Thema war in der Schweiz.

WG: Ja, da liegst du richtig. Der Sport in der Schweiz war damals überhaupt noch nicht so weit. Die Rechercheergebnisse für meine Arbeit stammten hauptsächlich aus Amerika, wo man schon viel weiter war im Kundenmanagement. Heute ist die Schweiz etwa auf dem Stand wie damals Amerika. Deshalb kann ich mich z.T. bis heute auf mein Wissen aus dieser Arbeit beziehen.

TI: Hast du selber als Junior aktiv Fussball gespielt?

WG: Ja, ich spiele immer noch – aber schlecht (lacht). Aktuell in unserer Mitarbeitermannschaft, welche einmal wöchentlich trainiert und fünf bis sechs Spiele im Jahr absolviert. Zusätzlich spiele ich noch in einer Alternativliga, die selbst organisiert ist. Dort wird auch ganz normal elf gegen elf gespielt, mit eigenen Trikots und Schiedsrichter. Jedoch total relaxed. Falls wir zu wenig Spieler sind, können auch einfach Kollegen von Kollegen eingeladen werden und mitspielen. Jeder ist willkommen, und dies zeigt sich auch in der kulturellen Vielfalt – was ich persönlich sehr toll finde. Das Schönste im Fussball ist doch, wenn verschiedene Nationalitäten zusammenkommen und einfach durch den Sport verbunden sind.

TI: Du hast gesagt, dass deine Mutter Schweizerin ist. Wie gut hast du die Schweiz schon gekannt?

WG: Da meine Grossmutter in Zürich wohnte, verbrachten wir mindestens einmal jährlich Zeit in Flumserberg, wo ich auch das Skifahren gelernt habe. Meine Grossmutter besass zudem ein Chalet im Tessin, im Centovalli, wo meine Geschwister und ich die meiste Zeit unserer Sommerferien verbrachten. So kannte ich vor allem diese zwei Orte in der Schweiz.

TI: Welcher Unterschied fällt dir als Deutscher im Kontakt mit Schweizerinnen und Schweizern auf?

WG: Ich habe das Gefühl, dass die Menschen in der Schweiz – im Gegensatz zu den Deutschen – eher zurückhaltend sind. Die Deutschen sind sicher direkter. So bin ich auch ab und zu mit meiner direkten Art angeeckt, mittlerweile aber viel zurückhaltender geworden.

TI: Wenn du also heute nach Kaiserslautern zurückkehrst, finden deine Bekannten, du seist scheu und zurückhaltender geworden?

WG: Das Erste, was sie sich fragen, ist, warum ich nach jedem Satz ein «oder» anhängen (lacht). Nein, so stimmt das schon nicht. Im Kern bin ich immer noch die gleiche, offene Persönlichkeit, die ich früher schon war. Ich merke lediglich, dass ich mich heute bei der Arbeit eher mal zurückhalte, obwohl ich manchmal gerne noch mehr kommunizieren würde. Wir haben bei YB eine Firmenkultur, welche ich sehr schätze und achte. Ich glaube einfach, dass die Schweizer einen kritischen Punkt mehr umschreiben, während Deutsche die Dinge direkt ansprechen und kein Blatt vor den Mund nehmen. Was mich noch interessiert: Man hat ja als Psychiater schon auch mit schweren oder tragischen Fällen zu tun, mit Personen, denen es wirklich nicht gut geht. Wie schafft man es, diese Dinge nicht zu nah an sich heranzulassen?

TI: Das kann man schon. Man muss sich immer seiner Rolle bewusst sein. Ich habe eine Weile in der Kinderonkologie gearbeitet und da gab es natürlich schon diese harten Fälle, die einem sehr nahegehen. Man muss sich dann immer wieder überlegen, was die Zielsetzung ist: Das Ziel ist es, Menschen in schwierigen Zeiten zu begleiten, ihnen Mitgefühl und Fachwissen zur Verfügung zu stellen, Akzeptanz und Menschlichkeit zu zeigen. Wenn mir das gelingt, dann beschäftigt mich all das Schwere weniger. Ich dringe letztlich nicht tief ins Leben dieser Menschen ein.

WG: Man muss ja schon den Patientinnen und Patienten oder den Angehörigen das Gefühl geben, dass man ihren Schmerz lindern kann oder ihnen zeigt, wie man damit umgeht. Ich kann mir das nicht vorstellen, ich könnte das nicht.

TI: Nehmen wir an, du wärst in einer schwierigen Situation mit sehr viel Schmerz in dir. Es wäre nicht so, dass der Schmerz zu mir kommen würde. Sondern der Schmerz wäre zwischen uns und wir schauen ihn gemeinsam an. Er würde nicht Teil von mir werden. Das ist die Kunst in unserem Job. Gefühle zwar an sich ranzulassen, doch nicht zu nah, sodass die Patientinnen und Patienten die nötige Unterstützung erhalten und es einem selber auch gut geht.

WG: Ich habe noch eine provokative Frage: Wenn Psychologen selbst an psychischen Problemen leiden, verleugnen sie das?

TI: Es ist so, dass viele Personen in diesem Beruf Betroffene in der Familie haben oder sogar selbst erkrankt sind. Früher durfte man nicht darüber reden, aber mittlerweile ist es so, dass es sogar ADHS-Spezialisten gibt, welche selbst erkrankt sind und somit in diesem Bereich am besten Bescheid wissen – aus eigener Erfahrung. Die eigene Reflexion ist eine Stärke. Ansonsten denke ich nicht, dass es in dieser Berufsgruppe ein grösseres Risiko gibt als in der restlichen Bevölkerung. Es ist einem einfach bewusster oder man ist sensibilisierter. Ich merke hingegen, dass ich in meiner Freizeit eher oberflächlich unterwegs bin,

da ich tagsüber schon sehr intensive Gespräche führe. Was mich noch interessieren würde: YB und Pro Mente Sana gehen in diesem Herbst eine dreijährige Partnerschaft ein, worüber wir uns natürlich sehr freuen. Wann wurdest du das erste Mal mit dem Thema «Psychische Gesundheit» im Sport oder Fussball konfrontiert?

WG: Das erste Mal war mit Sicherheit der tragische Fall von Robert Enke (Anm. der Red. Robert Enke war Bundesliga-Torwart und nahm sich 2009 das Leben. Er litt unter Depressionen.). Dies liegt ja mittlerweile auch schon zehn Jahre zurück, aber ich kann mich daran erinnern, als ob es gestern gewesen wäre.

TI: Wie war das damals für dich? Wurdest du zum ersten Mal mit Suizid und Depressionen konfrontiert?

WG: Es kam für mich schon ein bisschen aus dem Nichts. Vor diesem Fall wurde ich nie gross damit konfrontiert, fragte mich dann schon, warum dies einer so erfolgreichen Person passieren kann. Robert Enke hatte ja alles, könnte man meinen. Mit YB haben wir uns in der Vergangenheit mit anderen Themen auseinandergesetzt, z.B. mit der Homosexualität im Fussball. Wir haben den Spielfilm «Mario» unterstützt, der von zwei YB-Spielern handelt, die sich ineinander verlieben. Das ist ja auch so etwas: Unter den tausend berühmtesten Fussballern gibt es praktisch keinen, der sich als homosexuell geoutet hat. Es wäre ein Zufall, wenn es in den Reihen der Fussballer anders wäre als in der restlichen Bevölkerung. Damit wird nicht offen umgegangen, was ich persönlich sehr schade finde. Wenn ich mir das so überlege, liegen diese beiden Themen vielleicht nicht einmal so weit auseinander.

TI: Gab es deiner Meinung nach trotzdem eine gewisse Entwicklung beim Thema der psychischen Gesundheit im Fussball?

WG: Schwer zu sagen. Durch die neuen Medien ist alles viel greifbarer geworden. Ich weiss nicht, wie es vor zwanzig Jahren war, ob es da schon Profisportler gegeben hat, die sich zu ihren psychischen Problemen bekannt haben. In der heutigen Zeit sind es sicherlich mehr.

TI: Es gibt etwa zwanzig aktive und ehemalige Fussballprofis, die sich zu psychischen Problemen bekannt haben.

WG: Sehr wahrscheinlich hat es zugenommen. Du sagst aber auch ehemalige Sportlerinnen und Sportler. Ich denke, während der aktiven Karriere sind es deutlich weniger, die sich outen. Was ich immer wieder feststelle, ist, dass Fussballer auf den Sport reduziert werden. Ich beobachte das manchmal sogar bei mir selbst. Die Spieler sind stets professionell, leisten Ausserordentliches und sie stehen im Fokus. Ich respektiere diese Menschen sehr für ihre Leistungen und ihre Professionalität. Trotzdem denke ich, dass

«Der Fall Robert Enke kam für mich aus dem Nichts. Ich fragte mich dann schon, warum dies einer so erfolgreichen Person passieren kann.»

- Wanja Greuel

das alles nicht ganz einfach ist, gerade für einen jungen Spieler. Er steht unter Leistungsdruck, macht sich Sorgen und Gedanken, genau wie wir auch. Bin ich gut genug? Spiele ich das nächste Spiel? Wie sieht meine Zukunft aus? Dazu kommen noch andere Dinge wie Liebeskummer oder persönliche Probleme. Und da merke ich, dass Fussballer leider zu oft auf den Sport reduziert und manchmal nur sekundär als Menschen gesehen werden.

TI: Glaubst du, dass das Risiko, psychisch zu erkranken, bei Fussballern höher ist als in der sogenannten normalen Bevölkerung?

WG: Es gibt sicher Argumente dafür und dagegen. Der schon angesprochene hohe, permanente Leistungsdruck, der auf den Spielern lastet, die ständige Aufmerksamkeit durch die Medienwelt. Da würde ich eher sagen, ja. Allerdings denke ich, dass jeder sein «Päckli» zu tragen hat, seine Probleme im Privaten, im Job, im Alltag. Aber ich kann mir gut vorstellen, dass 18- bis 25-jährige Sportler noch mehr unter Druck stehen und somit ein höheres Risiko haben. Auf der anderen Seite sind Sportler mental auch sehr fit, sie sind sehr diszipliniert. Heisst das jedoch automatisch, dass sie über eine gute psychische Gesundheit verfügen? Ich weiss es nicht.

TI: Das ist die Frage: Schützt mentale Stärke vor psychischen Erkrankungen?

WG: (denkt nach) Sag du mir, wie ist es denn?

TI: Die Datenlage ist nicht sehr breit. Es gibt nur eine einzige Schweizer Befragung. Allerdings beruhen die Ergebnisse auf Selbstaussagen und zeigen eigentlich, dass es den Profisportlerinnen und -sportlern besser gehen müsste als dem Rest der Bevölkerung. Im englischen Raum hingegen gibt es einige gute Studien zu dieser Thematik. Dort sieht man unter Sportlern viel höhere Raten bei stressbezogenen psychischen Krankheiten – Angststörungen, Depressionen und auch Alkoholkonsum als ungesunde Copingstrategie – als bei Nichtsportlern. Bei allen jedoch ist dies mit einer grossen Scham verbunden. Auf die Frage, ob man seine psychischen Probleme im Team besprechen könne, war die Antwort «nein».

WG: Ich war nie Profisportler und kenne das Leben in der Kabine zu wenig. Jedoch kann ich es mir in gewisser Form vorstellen. Da sind fünfundzwanzig junge Männer, sie sind einerseits Konkurrenten, andererseits auch gute Freunde. Trotzdem ist es möglich, dass gewisse Beziehungen eher oberflächlich geführt werden, was auch mit den häufigeren Spielerwechseln in der heutigen Zeit zu tun hat. Ich glaube jedoch, dass jemand, der mit einem Mitspieler schon längere Zeit zusammenspielt, sich auch eher öffnet und sich dem anderen anvertraut. Er würde dies jedoch kaum in der breiten Öffentlichkeit tun.

Ti: Dass Fussballer gefährdeter sein könnten als die «normale» Bevölkerung, zeigen diverse Risikofaktoren auf, wie z.B. die Jugendakademien, welche enorm kompetitiv sind. Von zwanzig jungen Fussballern schaffen gerade mal zwei den Durchbruch. Dazu kommt, dass die Jugendlichen das Elternhaus oft schon sehr früh verlassen müssen und dadurch ihr soziales Umfeld verlieren.

WG: Ich denke, dass das soziale Umfeld sehr wichtig ist. Wir sehen es bei YB auch. Wenn wir uns z.B. für einen jungen Spieler aus einem weiter entfernten Ort in der Schweiz interessieren, machen wir uns auch diverse Gedanken. Dieser Junge trainiert dann zwar bei uns, ist aber am Abend eventuell alleine, ohne seine Familie. Wir haben vor Kurzem ein Haus in Ittigen gemietet, welches wir in ein Jugendinternat verwandeln möchten, inklusive Betreuung. Wir bemühen uns, unseren Jugendspielern gute Betreuung zu bieten und grundlegende Werte zu vermitteln. Aber ist die Gefahr, an einem psychischen Leiden zu erkranken, nicht grösser, wenn ein Spieler am Ende seiner Karriere steht?

Ti: Man ist früher davon ausgegangen, dass sich die psychischen Schwierigkeiten vor allem nach dem Karriereende äussern. Dies ist jedoch aufgrund neuerer Daten widerlegt, die zeigen, dass die Belastung während der aktiven Karriere viel höher ist als zum Karriereende. Hast du das Gefühl, dass es möglich sein wird, eine neue Kultur im Fussball zu etablieren, damit das Thema der psychischen Gesundheit vermehrt angesprochen und thematisiert wird?

WG: Ich glaube wenn, dann in sehr kleinen Schritten. Es macht sehr viel Sinn und es ist wichtig, das Thema der psychischen Gesundheit anzusprechen. Jedoch kenne ich auch die Sportwelt und weiss, wie sie funktioniert. Es sind auch alles nur Menschen, meist sehr verständnisvoll. Würde sich jemand aus dem Team dem Trainer anvertrauen, würde dieser es auch ernst nehmen und sich damit beschäftigen. Aber: Ein Trainer muss dennoch auch an das nächste Spiel denken, sein Team soll ja gewinnen. Fussball ist eine extrem leistungsbezogene Welt, deshalb bezweifle ich ein rasches Umdenken.

Ti: Bei Fussballern ist natürlich die Angst da: Was passiert mit meiner Karriere, nachdem ich mich wegen psychischer Probleme geoutet habe? Lande ich als Fussballprofi auf dem Abstellgleis, wenn ich mich zu meinen psychischen Problemen bekenne? Alle Vorurteile in der Gesellschaft besagen ja, Depression habe mit Charakterschwäche, mit fehlender Leistungsfähigkeit zu tun, man sei nicht belastbar. Dabei ist genau das Gegenteil der Fall: Man braucht eine grosse Willensstärke, um aus einer Depression wieder rauszukommen. Man besteigt einen Viertausender, während gesunde Menschen auf einen 500 Meter hohen Hügel laufen. Das ist auf jeden Fall mit mehr Mühe und Aufwand verbunden.

WG: Gibt es denn einen Mehrwert für die Gesellschaft, wenn sich jemand öffentlich zu seinen psychischen Problemen bekennt? Hilft es auch anderen Betroffenen, offener darüber zu reden?

Ti: Ja, vor allem für junge Spieler, für die 16- bis 17-Jährigen, wäre das eine positive Entwicklung. Die Botschaft wäre dann: Du kannst trotz deiner psychischen Probleme der beste Torhüter Italiens sein. Es ist kein Widerspruch. Gianluigi Buffon, als Identifikationsfigur einer ganzen Nation, hat einer dieser wichtigen Schritte in diese Richtung gemacht. Die Reaktionen waren positiv und er hat damit viele Menschen erreicht.

Wanja Greuel

Wanja Greuel ist seit 2016 CEO beim BSC Young Boys. Vor seiner Zeit beim Schweizer Fussballmeister war Greuel als Stv. Geschäftsführer einer Agentur massgeblich an deren Entwicklung zur führenden Sportmarketing-Agentur der Schweiz beteiligt und verantwortete Projekte wie die Swiss Football Liga, FIFA-Weltmeisterschaft 2014 und Tour de Suisse. Seine berufliche Karriere war nicht nur dem Fussball gewidmet – jedoch immer stark an den Sport gebunden, unter anderem als Sales Director der IMS Sport AG, welche die Vermarktung des Eishockeyclubs SC Bern verantwortet. Er ist Mitglied des Komitees der SFL, des Verbandsrats des SFV sowie Vorstandsmitglied der European Club Association (ECA).



David Macalimbon

Praktikant
Pro Mente Sana

► d.macalimbon@promentesana.ch